



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Neue Möglichkeiten in der bildenden Kunst**

**Obrist, Hermann**

**Leipzig, 1903**

Ein künstlerischer Kunstunterricht

**urn:nbn:de:hbz:466:1-43533**

## EIN KÜNSTLERISCHER KUNST- UNTERRICHT



us manchen Umfragen der letzten Zeit, betreffend die Kunstakademien, geht deutlicher, als es je vorher der Fall gewesen ist, hervor, in wie vielen Kreisen die Frage erörtert wird, ob wir die Kunstschulen nicht lieber gänzlich abschaffen sollten. Es scheint sogar Solche zu geben, die gar keinen Unterricht mehr wollen. Ist das nicht zu radikal? Unterricht ist sehr gut, wenn er wirklich erteilt wird. Unterricht, die Unterweisung im Richtigen und die richtige Unterweisung: sollte das wirklich eine schädliche oder eine unnütze Sache sein?

So weit geht wohl keiner. Aber mit dem Begriffe des Richtigen, da scheint's zu hapern. Was ist das Richtige? „Das Künstlerische kann doch nicht gelehrt werden,“ sagt man. Nun gut: nehmen wir einmal an, daß sich dieses mystische „Künstlerische“ in der Kunst nicht lehren läßt; so bleibt wohl das „Technische“ übrig? Oder ist das auch undefinierbar? Was ist Technik? Technik ist das, was man tausendmal gemacht hat und im Schlafe kann. So sagen die einen. Dann ist das erstens nicht immer eine wünschenswerte Errungenschaft, und zweitens kann man sich dann wohl Technik nur durch Technik

erwerben? Vielleicht aber ist Technik die Art, wie man das Gerüste zu einer Figur baut oder wie man Leinwand aufspannt? Dazu brauchte man allerdings keine Akademien. Gibt es nun nichts anderes neben dem mystischen sogenannten Künstlerischen und der Technik, das richtig gelehrt werden kann und soll?

Nein, heißt es da. Alles übrige ist bloße Beeinflussung und Bevormundung seitens der Professoren, und die wollen wir nicht mehr. Wir auch nicht, antworten wir. Wie steht es aber mit der Beherrschung der Formen des menschlichen Körpers, mit der intensiv verstandenen, nacherlebten, nicht bloß nachgezeichneten Anatomie? Oder aber, kann man lehren, bildnerische Formen zu modellieren statt Hosen, Soldatenhelme, Allegorien und Embleme? Kann man dem jungen Manne zeigen, wie die Griechen, die Nordfranzosen, die Chinesen, die Toskaner und die deutschen Bauern ihre Häuser bauten und das Problem des zugleich bequemen und schönen Raumes so natürlich lösten wie keiner von uns? Ist die Verzweigung eines Baumes eine Sache, die zu kapieren davon abhängt, ob einer „Talent zum Malen“ hat, oder davon, wie er gerade „gestimmt“ ist? Kann man einen Schüler davon überzeugen, daß eine Tapete ein malerischer Hintergrund sein muß und nicht nur eine Fläche voller Blümchen? Ist das alles lehrbar und lehenswert oder nicht? Ist das alles nun Technik oder ist das schon das mystische Künstlerische?

Es ist weder ausschließlich das eine noch das andere, sondern es sind dies einige der Grundnotwendigkeiten aller bildenden Künste, der Künste, die darauf ausgehen, Bilder, Gebilde, Bauten, Gebrauchs- und Zierwerke zu schaffen. Und Grundnotwendigkeiten sind die ewig gültigen Anfänge, die *conditiones sine quibus non est ars*, um die man nicht herum kann, ob Kunstschule oder nicht Kunstschule. Warum sollen sie denn durchaus nicht mehr gelehrt werden?

Nein, Schulen sind keine durchaus unnützen Einrichtungen. Aber Gott schütze uns Künstler vor Akademien, Polytechniken und Kunstgewerbeschulen. Gott schütze dich, junger Mann, vor jenem berühmten Professor, der seit Jahren nur noch gelb-grau-braune Leinwandstücke ausstellt. Hastig und nervös betritt er das Schüleratelier, radiert dir deinen Akt aus, kritzelt dir einen zittrigen Arm hin und empfiehlt sich. Im Nebenraume korrigiert ein anderer: der haut dir neben deine falsche Zeichnung einen süperben Akt herunter, denselben, den er immer macht und stets gekonnt hat, und sagt gar nichts dazu, weil er noch heute das verlegene bäurische Schweigen seiner Jugend nicht verlernt hat. In der Kompositionsklasse hast du den schönen Vorwurf dargestellt: Kaiser Otto legt in Gegenwart des Bischofs Kuno den Grundstein zur Selbstherrlichkeitskirche. „Meyer,“ sagt dir der Herr Professor, „Sie lassen zu viel leere Stellen in Ihrem Bilde. Mehr Gleichgewicht! Hier wäre sehr gut Platz für noch einen Byzantiner.“ Im Erd-

geschosse aber lehrt der brave, der korrekte, der unerbittliche Zeichner nach Gips. Gewiß, auf dem Polytechnikum wird dir die Konstruktion gelehrt, dazu aber wird deinem Gedächtnisse das Unnützeste, was es gibt, eingebrannt: die äußeren Modeformen der Stile. Und sehnst du dich nach neuem ornamentalen Leben, so gibt man dir eine Lilie oder eine Kastanie. Die mußt du dann steif machen. Dann hast du den modernen Stil.

Du bist entschuldbar, armer Künstler, wenn du glaubst, daß sich eigentlich nichts lehren läßt in der Kunst. Du hast recht, wenn du noch vor Schluß des Semesters fliehst. Noch besser für dich, wenn du solche Trockenböden niemals betrittst.

Die wilde regellose Emanzipation von Lehrern, Tradition, Schule und Anleitung mußte sein, soll sein. Es war nicht mehr zu ertragen, es ist nicht mehr zu ertragen. Wie die Frauen die Hörigkeit von Eltern, Gatten, Verwandten und Gesellschaft nicht mehr ertragen wollen, sondern allein sich einen Erwerb suchen, ein eignes Leben und kein Echoleben leben wollen, werde daraus, was da wolle, so arbeiten jetzt auch zahlreiche junge Maler seit geraumer Zeit als halbe oder ganze Autodidakten für sich allein. Im Kunstgewerbe und in den dekorativen Künsten wimmelt es von traditions- und anleitungslosen Entwerfern. Nur in den Gebieten der Plastik und der Architektur ist das Eis noch nicht gebrochen und kann auch von einem alleinstehenden jungen Menschen nicht leicht

gebrochen werden, weil das Lehrgeld für die vielen Anfangsirrtümer auf diesen Gebieten ein zu hohes sein würde. Dieses freie, unregelte Emporwuchern des wilden Gartens direkt neben den korrekten herrschaftlichen Anlagen dauert nun schon lange genug, daß man die Resultate dieser Selbstbefreiung überall sehen und beurteilen kann.

Ist dieses Resultat nun befriedigend? Die alten Herren verneinen es stark, das Publikum ist sich nicht klar darüber, viele Kritiker bejahen es energisch, die jungen Herren zweifeln selber natürlich keinen Augenblick daran; die ernstesten, nachdenklichen unter den starken Künstlern aber, die es ja Gott sei Dank unter diesen „selbstbefreiten“ gibt, meinen, daß die Mediokrität noch nie so massenhaft vorhanden war wie jetzt, daß sie sich nur dadurch von der auf der Akademie gezüchteten unterscheidet, daß sie viel reicher an interessanten, individuellen Keimen ist, die aber fast alle nicht über die ersten Triebe hinauskommen, um dann dem plattesten Nachahmen der paar Starken und der Publikumsdienerei zu verfallen. Ein Gang durch unsere Landesausstellungen ist für die Ernstesten und Einsichtigen und für die sich nach freudigem Genießen sehnenenden Laien eine Quälerei und ein Ekel, und sie kehren erregt heim, überzeugt, daß das nicht so weitergehen darf noch sollte. Hier das Unreife, dort das Konventionelle, das ist zu viel! Damit ist aber wenig getan, daß man uns brutal sagt: Lassen Sie die Kerls doch ruhig zu Grunde

gehen, was kommt denn auf sie an? 'Es war doch stets so, daß nur die wenigen Starken übrig bleiben sollen! Die „Kerls“ sind aber nun einmal da, malen, modellieren, bauen und zieren unaufhörlich und verzweifelt weiter, und wir müssen das alles erdulden. Die Betätigung in der Kunst ist jetzt eine so demokratisch allgemeine, daß wir uns auch resolut demokratisch zu der Frage stellen müssen: wie verhindern wir diese läppischen Leistungen, wie steigern wir die Leistungen der Vielen so, daß sie zum Genusse aller beitragen statt zur Verbildung der Massen und zum Ärger der Wenigen?

Das wäre die harte Antwort auf die harte Behauptung. Es gibt aber eine andere und edlere Entgegnung. Nicht darauf kommt es den Einsichtigen an, daß sie bloß egoistisch nicht mehr leiden wollen unter all dem Vulgären und Unvernünftigen um sie herum, sondern es jammert sie die Fülle von Streben, von Talent, von Sehnsucht in all der Jugend, die da Künstlerisches schaffen will und doch langsam versinkt, während sie wunder glaubt, wie gut sie schwimmt, oder zum mindesten, wie interessant-tragisch sie untergeht und womöglich noch selbstbewußt sich jeden Rat verbittet.

Indessen, es sind doch nicht alle so selbstgefällig und ahnungslos. Viele junge Leute sind darunter, die sich oft ganz trostlos fragen: Wozu malen wir denn? Wo soll das alles hinaus? Können wir denn etwas? Und gern und willig würden sie Seil und

Rettungsboot benützen, wenn es ihnen gezeigt würde. Sie füllen die Privatschulen und Malklassen und glauben, dort läge die Rettung. Wer diese Schulen besucht hat, auch in dem sagenhaften Paris, der weiß aber, daß sie zwar harmloser sind als die Akademien, dafür aber um so haltloser, nicht weil sie Privatschulen sind, sondern leider „trotzdem“. Und wie könnte das anders sein? Sind nicht die meisten unter ihnen Not- und Erwerbsgründungen? Müssen sie sich nicht hüten, es mit ihren Schülern zu verderben? Nach einiger Zeit verlassen die jungen Leute auch diesen trügerischen Hafen und segeln allein hinaus. Wie viel Spannkraft wird da verpufft, wie viel Träume verrauchen, wie viele Samenkörner verfaulen hier, wie viel heilige Sehnsucht verklingt dann ungehört. Und viele kämpfen und arbeiten lange hart genug, um das zu bleiben, was sie werden wollten: Künstler.

Diese nun, die immer strebend sich bemühen, diese können wir erlösen.

Mit einigen solchen machten wir im vorigen Herbst einen Ausflug. Wie wir gerade zur Tür hinaustraten, sahen wir ein Gespann riesiger Brauerpferde vor uns halten. Wir blieben stehen und freuten uns an der Pracht dieser wuchtigen Formen, die Winckelmann gewiß nicht so genossen hätte wie wir. Welch immense gedrungene Kraft in diesen Säulenschenkeln, welche Ruhe und welch geduldiges Warten lag in



den mächtig gewölbten gesenkten Nacken. Es glänzten die riesigen runden Buckel und fühlten sich warm und seidig an. „Das gäbe ein famoses Stück Plastik,“ meinte einer. „Jawohl, aber nur wenn es dir gelingt, diese Gefühle der Tausend-Kilo-Kraft in dem Beschauer zu erwecken und die herrliche Empfindung zu suggerieren, welche die Hand hat, wenn sie über solche kraftschwellende glatte Rundungen streichen darf. Dann erst hast du ein plastisches Kunstwerk geschaffen, sonst hast du nur ein plumpes Pferd modelliert.“

Wie wir die Straße hinuntergingen, kamen wir an dem Bau des neuesten Variététheaters vorbei. Einer schaute hinauf, und wie wir schon weiter weg waren, fragten wir ihn, ob er uns das Gebäude beschreiben oder gar aus dem Gedächtnisse skizzieren könne. Er versuchte es immer wieder; er wußte sich aber schließlich auf nichts mehr zu besinnen, als auf einige kolossale Barockkartuschen. „Das liegt nicht an dir,“ sagten wir ihm, „sondern am Bau selber. Bei einer künstlerischen Fassade müßten der Aufbau und die Raumverteilung der einzelnen Glieder, der Portale, der Fenster, des Daches so überzeugend geschlossen wirken, daß es im Auge haften bliebe noch Stunden nachher. So aber wirken nur die aufgepappten Ornamente des prötzigen Bauunternehmers.“

Um über den Fluß zu gelangen, mußten wir durch einen Laubgang von Birken, Pappeln, Ahornen und Tannen, der in herbstlichen Farben prangte. „Das

ist mal malerisch," riefen sie alle. „Da braucht man nur keck drauf los zu malen: farbenprächtige Leinwand wird's allemal. Malerisch sein, was braucht man mehr, um ein wahrer Maler zu sein?“ — „Nun, wir kennen Kürbisse, die gerade so herrlich rostrot, scharlach, safrangelb mit blau-grünen Streifen sind und die intensiv dekorativ wirken und sind doch noch lange keine Herbstlandschaft. Nein, die Stimmung, die sonnigwarme Beleuchtung mit der dunstigen Winterahnung gemischt, die halb kahlen moosigen Äste, an deren müde hängenden Zweigen noch leuchtende Blätterbüschel hängen, das düster frische Grün der niemals welkenden Tannen, der farbenprächtige und doch totbedeckte Weg, die verklingende Trauer in allem: das gilt es einzusaugen, mehr und stärker, als der Philister es vermag, das gilt es so verstärkt wiederzugeben, daß es sogar den Philister packt. Lässest du dir das alles entgehen, begnügst du dich mit flotten Farbenflecken, so warst du vielleicht ein Kolorist, aber kein deutscher Künstler.“

Als wir über den Fluß hinüber waren, kamen wir an einer Kiesgrube vorbei, wo Arbeiter an der Wegräumung eines störenden Steinblockes schafften. Achtlos gingen wir vorüber. Zufällig blickte einer nachher durch die Spalten eines wagerecht genagelten Lattenzaunes auf dieselben Arbeiter zurück und rief uns alle herbei, weil das alles auf einmal so interessant aussehe und so famose Bilder gebe. „Man umgrenze eine Darstellung gut," so konnte sich nun

jeder selber sagen, „und lasse Unwesentliches weg und der Blick wird auf die Hauptsache gelenkt. Dann erst fängt es an, ein Bild zu sein statt einer bloßen Illustration.“

Oben auf der Höhe stand ein altes Lustschloß aus dem vorigen Jahrhundert. Als wir am monumentalen Gartenportale vorbeikamen, fragten wir einen von unseren jungen Leuten, der erst kürzlich aus Norddeutschland angekommen war und der unsere süddeutsche Architektur fast gar nicht kannte, was das Gebilde oben auf dem Portalpfeiler eigentlich sei. Er solle es wenigstens beschreiben, wenn er es auch nicht definieren könne. Und so meinte er denn, es sähe aus wie ein verbuckeltes, ruiniertes Fußbad aus Zink, aus dem ein Prachtgemüsekorb herauswüchse. Und oben schlugen Flammen heraus. Wir sagten ihm aber, es sei eine Rokokovase aus der besten Zeit.

„Ein tolles Ding,“ sagte er, „aber es hat was.“ „Gewiß, der Unsinn ist nicht ganz unkünstlerisch. Wenn es dir je gelingen sollte, eine derartig lebensstrotzende Vase zu schaffen, die dabei doch immer noch ein vernünftiges Gefäß bliebe, statt einer hysterisch gewordenen Baumwurzel zu gleichen, dann hättest du das Problem der vornehmen Pracht im Kunstgewerbe gelöst.“

Am Ende unseres Ausfluges kehrten wir in einem Wirtshause auf dem Dorfe ein, so einer echten alten Bauernkneipe. Wir blieben lange dort. Da fand denn jeder etwas, das er mit Lust skizzierte.

„Das Genrebild ist doch nicht ganz ohne,“ meinte einer. „Jedenfalls ist der Spaß daran nicht tot zu kriegen.“

Wie wir uns dann ansahen, was er gemacht, da war es eine recht mäßige Ansichtspostkarte geworden. „Hast du denn weiter nichts gesehen als das?“ riefen wir aus; „dort in der Ecke saßen doch Menschen mit hundert wühlenden Sorgen und Begierden, nicht bloß Kostümfiguren. Wir sahen den protzigen Bauernsohn mit der feuchten hängenden Unterlippe, der heftig die Karten auf den Tisch schlägt und stets verliert, weil er nach der Schenkkelnerin schielt, statt aufzupassen, und den Riegelbauern mit hundert Furchen des Geizes im Antlitz, und den fetten glatt-rasierten Bürgermeister, den man gewählt, weil er so ruhig dumm ist und nichts merkt. Und dort im Winkel sitzt stumm einer mit schmutzigem Stoppelbarte und kaltglühenden Augen, der nicht mitspielt, der Eine, dem sie alle verschuldet sind, der sie alle hereinlegt, der sie alle beherrscht. Sahst du ihn nicht? Wenn du den ganzen Tisch kaum skizziert hättest und hättest nur das Auge dieses einen Mannes erfaßt, du hättest Weltgeschichte dargestellt statt deines dummen Genrebildes. Denn so ging es noch immer zu: Hildebrand, der falsche Mönch, hat auch so geblickt, und Chamberlains Auge, verrät es ihn nicht?“

Spät kehrten wir zurück nach Haus, Kopf und Gemüt reich angefüllt mit künstlerischen Dingen.

War das nun Unterricht? Oder vielmehr: könnte sich diese Art der Anregung nicht zum Unterricht auswachsen? Sollte es nicht zur obersten Forderung gemacht werden, daß nur aus dem Leben, aus der Freude an der vielgeschmähten schönen Welt, aus der Lust an der Wiedergabe des Geschauten und zuletzt aus dem Triebe, innerlich neugeschaute Gebilde schöpferisch zu gestalten, die einzelne Leistung allmählich durch freudiges Verdichten, durch das Sichtbarmachen des Gewollten entstehe, statt daß wie jetzt der Anfang aller Dinge ein Pensum und das Ende ein Examen sei? Die kleine Biene wird doch nicht in eine Zelle gesperrt mit etwas Wachs, bis sie gelernt hat, wieder eine Zelle korrekt zu konstruieren, sondern sie fliegt aus, holt aus tausend Blumen mit tausend anderen Honig und Wachs und baut ihre Wabe, weil sie nicht anders kann, weil es ihr Bedürfnis und Trieb ist. — Kunst treiben sollte heißen, das treiben, was man nicht lassen kann, und künstlerischer Unterricht sollte heißen: Unterweisung in dem, worauf es wesentlich und unterschiedlich in jeder einzelnen Gattung ankommt und nicht: Unterschiedslose Beibringung der Konvention, und wenn es sogar eine gute wäre.

Alles, was da Künstler werden will, sei es Zeichner, Maler, Bildner, Erbauer oder Zweck- und Zierkünstler, alle diese jungen Leute sollen einmal ein Jahr lang gemeinsam bei einem Elementarunterricht vereinigt werden und ohne jedes Programm unter unmerklicher

Leitung jubelnd ausschwärmen, und keine andere Verpflichtung soll ihnen auferlegt werden, als die eine, etwas von all dem Geschauten täglich zu irgend einer Leistung zu verdichten, und wenn es zuerst die bescheidenste wäre. Auf Spaziergängen, in Sammlungen, in der Stadt, im Gebirge, überall wird es dann für den Lehrer heißen: aus dem reichen Quell seiner Erfahrung, seines Wissens, seines Könnens heraus Anreger, Erwecker, Eröffner zu sein, das Schauen, den Anfang aller bildenden Kunst, bei der Jugend zu steigern, zu verschärfen, zu vertiefen, zu erweitern, die Freude am Sehen, als das Allerheiligste der jungen Künstlerseele, keusch und unberührt zu erhalten vom Gifte des Dozierens, des Pensums, des Müssens, des Zwanges der Langenweile, des Widerwillens und des schließlichen Hasses.

Der Wahlspruch eines solchen Unterrichts muß sein, soll sein das herrliche Wort des Lynkeus: „Ihr seligen Augen, was je ihr gesehen, es sei, wie es wolle, es war doch so schön.“ —

Dies erste Jahr ist, ach, so bald vorbei: Nur einmal lasse man sie glücklich sein und frei. Hier soll ein jeder Schüler und jede Schülerin von ihren Fahrten mitbringen dürfen, was nur immer sie gefreut und interessiert hat, und nichts, gar nichts sollen sie abzeichnen, was sie nicht gefesselt hat, und wenn sie vieles fesselte, so mögen sie vielerlei heimbringen in ihren Skizzenbüchern, mag es noch so ungefüge gezeichnet sein. Die älteren Künstler, die Lehrer, spre-

chen das mit ihnen durch, und wenn etwas besonders vielversprechend erscheint, so schickt man den jungen Mann hinaus, er solle das nun mit Lust vertiefen, verstärken, steigern zu etwas mehr als die bloße Natur, zu einer künstlerischen Leistung, indem er das, was ihn besonders ergriff, so intensiv gefühlt wiedergibt, daß der Beschauer dieselben starken Gefühle empfängt, wie der Künstler sie hatte. Keiner wird a priori, etwa in Hinblick auf einen späteren Beruf, angewiesen, mehr diese oder jene „Rubrik zu pflegen“. Es wird in den ersten Monaten vollständig ignoriert, was er habe werden wollen. Nur daß etwas Künstlerisches wird, darauf wird gesehen; und nur wen nichts interessiert oder wer es von dem andern abguckt oder ihm nachmacht, der wird in aller Güte veranlaßt, fern zu bleiben. Ganz von selbst, ganz ohne aprioristisches Programm werden sich nach Monaten die Schüler in Gruppen scheiden, je nach Art ihrer Neigungen, ihrer Neugier, ihrer technischen Veranlagung, ihrer schöpferischen Triebe. Und nur die Leistung ist ja von innerem Wert, deren Ursprung wenigstens einmal die Lust war.

So zeichnet der eine die Verästelung der hängenden Birkenzweige, den anderen reizt es mehr, den mit sattgrünem Moose und grauen Flechten bewachsenen rissigen Stamm zu malen, wenn feucht vom Regen die weißen und rotbraunen Borken schimmern. Den einen freut es, das trauliche, malerische Baumgärtchen festzuhalten, er plaudert gern mit der Bäuerin und

zeichnet sie mit Kind und Katze ab; den andern interessiert das gar nicht, sondern nur die alte merkwürdige Giebelkonstruktion des Bauernhauses. Die reizt es ihn ganz zu verstehen, und er kriecht und klettert auf dem alten Boden umher. Jener hat die Bewegung der Wäscherinnen am Brunnen geschickt skizziert, sein Nachbar zeichnete nur die alte bronzene Brunnenröhre ab.

Bei schlechtem Wetter und abends widmet man sich der Detailarbeit, dem Studieren. Es wird der menschliche Körper gezeichnet, nicht um seiner selbst willen allein oder um Examensakte zu erzielen, sondern damit man all das menschlich Fesselnde, was man sieht oder was einem darzustellen einfällt, leicht und frei hinschreiben kann. Es werden „Dinge“ gezeichnet, Gegenstände des Alltags, die im Freien genau zu studieren keine Muße übrig war, und jeder darf sich wählen und sich hinstellen, was ihm paßt und was er braucht und nur was ihm paßt, und was er braucht zu den Arbeiten, die ihn fesseln. Der Lehrer, der dabei befunden würde, einem Schüler ein „Stilleben arrangiert“ zu haben, würde entlassen werden. Die Ateliers sehen aus wie Zigeunerlager. Dort zeichnet einer Kleiderfalten, hier wird der über die Lektüre gebeugte Kopf des Lehrers gezeichnet. Auf einer Wand versucht ein Jüngling kühn eine überlebensgroße Freske hinzumalen. Einer hat ein Eichhörnchen im Käfige, das er studieren will. Es werden Schalen und Gefäße in Plastilin und Ton geknetet,



oder die Hand, der nackte Arm des Freundes wird modelliert. Ganze Blumentische stehen herum; es wollen mehrere versuchen, wer das dekorativste Titelblatt erfinden wird. Wir haben Werkstätten, Materialien und Werkzeuge. Da wird versucht, ohne jedwede Vorlage, denn solche sind schonungslos untersagt, aus Brettern und Latten einen Stuhl oder ein Bücherbrett rein nur aus dem Zwecke und der angeborenen technischen Begabung des jungen Menschenkindes herauszuzimmern, so daß es praktisch und doch auch anmutend in der Form sei.

Jedes Handwerk wird wieder, ganz wie einst in Urzeiten, von jedem Schüler neu geboren, falls es ihm Freude macht, auch technisch schöpferisch zu sein. Ganze Häuser werden aus Holz und Gips gebaut. Verzweifelt geben sie es oft auf. Die Begabten und Eifrigen lassen jedoch nicht aus, und gleichsam aus Verzweiflung werden sie struktiv und schließlich oft schon architektonisch schöpferisch. Im Hofe stehen Pferde, Kühe, Karren, tausend Dinge herum; das ganze Haus atmet Leben, Wirklichkeit, Gegenständlichkeit, Natur. Doch ist in dem ganzen Gebäude kein Gegenstand irgend einer historischen Kunstgattung irgendwo dauernd aufgestellt. Da, wo Neues erdacht und erschaffen werden soll, wo es gilt, daß jeder Schüler von selber, aus eigener Spannkraft auf etwas kommen soll, da darf nichts künstlerisch schon Geschaffenes dauernd vor Augen gestellt werden. Was man tun kann, um das Kopieren, das Nachahmen zu verhin-

dern, wird bewußt getan. Alles, was je Schönes geschaffen worden ist, wird wohl gezeigt; doch rasch nur und vorübergehend, tagsüber auf eine Stunde in der Ausstellungshalle, abends im Saale durch Projektionsbilder, und wenig genug wird dazu gesagt. Vielen Begabten sind schöne Dinge wie herrliche Träume. Sie wollen nichts Sachliches wissen. Sie träumen die Träume weiter, es werden neue Träume daraus, durch Arbeit werden es Wahrträume, wird es schöpferische Kunst. Wer Sachliches fragt, dem wird gewissenhaft Bescheid gesagt. Keiner wird gezwungen zur Leistung. Wird er lässig, wird er nicht gerügt. Es wird ihm bloß nahegelegt, nicht wiederzukommen. Unsere Schule ist ja gut dotiert, sie ist nicht abhängig von Schülern und Eltern, vom Schulgeld und von der Gemeinde. Und wenn nur sechs Schüler übrig bleiben. Was verschlägt es uns? Diese sechs sind ja begabt, fleißig, feurig und glücklich. Sie sind wirklich Künstler. Unser Unterricht hat Frucht gebracht. Auch wir sind glücklich.

Unser Traum ist erfüllt. Die Leistung entstand aus der Freude. Die Auslese hat stattgefunden. Demokratisch angefangen, aristokratisch aufgehört.

Je nach seiner angeborenen unbewußten Hinneigung zu dieser oder zu jener Art der Ausübung der Kunst hat sich jeder einzelne Schüler mehr zur Architektur oder mehr zur Malerei, mehr zum Zeichnen oder Radieren oder mehr zur Plastik hingeneigt und wird dann ebenso selbstverständlich a posteriori mehr

dem einen wie dem andern Fachlehrer zugewiesen und ans Herz gelegt. Von allen Lehrern aber der beste, der klügste, der begabteste, der begeistertste, der wird zum Lehrer der Anfänger und zum Direktor eben dieser Elementarschule erkoren. Er erhält das höchste Gehalt, denn er trägt die größte Verantwortung.

Dem Eifrigen wird geholfen. Je mehr er erbittet, desto mehr soll er erhalten. Und wer schöpferisch ist, wird geliebt wie der eigene Sohn. Die Monate vergehen. Die Lust, die Hingabe, die verzweifelt ernste Freude an all dem Schaffen, die selige Hoffnung, es recht weit zu bringen in der Kunst und stolze, neue, eigene Wege zu wandeln, das alles nietet Schüler, Schülerinnen und Lehrer zu einem einzigen Herzen zusammen.

Das Jahr ist um. Die Not des Lebens zwingt jetzt viele, aus der Wollenschule in die Mußschule, aus dem Glücke ins Polytechnikum zu gehen, wo schon die sitzen, die wir von uns wiesen, in all die Institute, durch die ein armer Mensch muß, wenn er jemals auf Anstellung rechnen will hienieden. Diejenigen aber, die es ermöglichen können oder es erzwingen wollen, freie Künstler zu bleiben, die bleiben weiter bei uns oder zum wenigsten mit uns. Für diese fängt ein neues und sehr viel ernsteres Leben an.

Sie kommen jetzt hinaus in die Welt, versinken in den Großstädten, verirren sich in den Jahrmärkten der internationalen Ausstellungen. Das überall in der

Kunst schon millionenmal Geschaffene erdrückt sie schier.

Da gilt es zu zeigen, ob man selbst noch was will und ist, ob man trotz aller Kultur und Bildungsbeeinflussung eine letzte feste Burg in sich trägt voll eigener innerer Gesichte und Gebilde und schöpferischer Direktive, die nicht überrumpelt werden kann, oder ob man ein gewöhnlicher deutscher Tennisball ist, der zwischen Frankreich, England, Belgien und Norwegen hin- und herfliegt, bis er irgendwo liegen bleibt. Es gilt allmählich in der Öffentlichkeit zu zeigen, was man vollbracht hat, aber auch Gewissen und Scham gegenüber dieser Öffentlichkeit zu zeigen. Wir künstlerischen Künstler stellen nicht die ersten besten flotten Skizzen aus, sondern wir treten unter uns zusammen und beurteilen in aller Herzlichkeit und Objektivität unsere gegenseitig so unendlich verschiedenen Arbeiten noch ehe wir sie zur offiziellen Jurierung einreichen. Unablässig vergleichen wir das Geschaffene mit der Natur, mit den großen Kunstwerken anderer Zeiten und unserer eignen Zeit. Wir kommen zusammen im Atelier, in den Galerien, nicht auf der Kneipe allein. Immer von neuem fragen wir uns: ist das ein wirkliches Kunstwerk, also eine gesteigerte, verdichtete, persönliche, vertiefte, gewollte Arbeit, oder ist es bloß eine gemalte, modellierte, konstruierte oder verzierte Arbeit, also eine gewöhnliche bürgerliche Leistung? Die Älteren unter uns freuen sich an den Jüngeren; wir verfolgen sie aufmerksam,

wir locken das Beste in ihnen hervor und steigern ihre Fähigkeiten über das Maß dessen, was sie ohne uns geworden wären, und lehrend steigern wir uns selber zu immer stärkeren Leistungen.

Und so gestaltet sich auch hier ein künstlerischer Kunstunterricht.

Braucht man noch zu fragen, warum das alles auf Akademien nicht möglich ist? Gewiß, unsere Akademien sind nicht minder tadellos organisiert wie unsere Bezirkskommandos. Und doch: Hat man es je erlebt, daß aus einem staatlichen Herbarium ein Blumengarten wurde? Jede Akademie, die steht, ist wert, daß sie zu Grunde geht. Wie die Götter im Rheingold, so welken die Professoren, und im Dunkeln tappen die Schüler dahin.

Was fehlt ihnen doch? Es fehlt ihnen die Freude, die intensive Lust. Sie lieben weder die Kunst, denn sonst müßten Professoren doch profiteri: bekennen, verkünden, — noch lieben sie die Schüler, denn sonst müßten sie ihnen doch ihre Sehnsucht, ihr Suchen nachempfinden, ihre Träume mitweben, Gärtner sein ihrer jungen Keime. Die Liebe fehlt, der Glaube fehlt, die Hoffnung fehlt, wenn auch nicht immer, so doch oft. O armer Lehrer, welch ein Paradies lässest du dir da entgehen! Selige Kunst, aus dir könnte die Schule der Zukunft hervorgehen. In dir allein noch darf ja als Befähigungsnachweis die bloße Leistung genügen. Wer Starkes zeigt, dem wird hier doch wenigstens von einigen geglaubt, ohne daß er

Papiere vorzuweisen braucht! Dein Unterricht könnte Vorbild werden. Man stelle sich ein Gymnasium vor, das mit der Sprache, der Freude am Denken und am Reden anfinde und mit der Grammatik aufhöre, statt mit der Grammatik anzufangen und nie aufzuhören.

Doch alles, alles müßte ja anders werden. Man müßte die Zahl der Lehrer verdreifachen, die Gehälter vervierfachen. Keine Klasse dürfte mehr als sechs Schüler haben. Man müßte mit dem Leben anfangen und mit der Methode aufhören. Man müßte Pflanze werden statt starren, kristallisierten Gefüges. Der Deutsche müßte aufhören, deutsch zu sein. Es könnte sein; es kann aber nicht sein. Vergeblich wäre es, an dem jetzt noch überall fest Bestehenden rütteln zu wollen. Wenig auch hat es je gefruchtet, eine frische Kraft in altes Reis zu stecken zu seiner Wiedergeburt. Faules Obst steckt frisches an. Man meide den nutzlos mühsamen Kampf.

Irgendwo, irgendwann wird ein liebevoller Mann es versuchen, eine kleine Schar junger Menschen um sich zu sammeln, um sie durch die Lust zur Leistung zu führen.

Er wird einige Mithelfer suchen und finden. Da sie aber aus dem Stand der Armen stammen werden (die Reichen haben das Schreiben nur selten gelernt), so werden sie die Schule mit gänzlich unzureichenden Mitteln weiterführen müssen. Vielleicht werden sie sich in Mühen und Sorgen verzehren. Vielleicht wird die Ungeduld derjenigen Eltern, die baldige Re-

sultate sehen wollen, der Zorn anderer, deren talentlose und eiferlose Söhne und Töchter man bat, nicht wiederzukommen, das Ansehen des Unternehmens in der öffentlichen Meinung untergraben. Die Armut und das Festhalten am Prinzip der natürlichen Auslese wird sie vielleicht zu Grunde richten. So wird es sich, kann es sich abspielen. Vielleicht auch nicht. Vielleicht auch kommt es anders? Sollte das Wunder geschehen, daß der schöpferischen Idee im zwanzigsten Jahrhundert die Hilfe nicht versagt werde? daß irgendwo der Glaube und das Gold gemeinsam sprudelnd fließen?

Es wird Zeit. Über tausend Schriften erscheinen jährlich voller Tadel, Klagen und Reformen. Es ist noch alles beim alten geblieben. Der Worte sind genug gewechselt; laßt uns endlich einmal Taten sehen! Sollte jemals einer erscheinen, dem man Glauben schenken mag, so gebe man ihm Mittel, sechs Jahre Zeit und Befreiung von behördlicher oder anderer Ingerenz, und er wird Wunder zeitigen.

Aber das sind ja alles Utopien? Gewiß! Krasse Utopien.

Aber nicht die bürgerlichen Wirklichkeiten sind die Wahrheit, sondern von jeher waren es nur die Utopien der Männer und Frauen von Gemüt, Verstand, Erfahrung und Zielbewußtsein.

Herbst 1900